



Samstag, 27. September 2025, 15:59 Uhr
~17 Minuten Lesezeit

In Kinderschuh auf der Flucht

Millionen junger Menschen leben heimatlos zwischen den Ländergrenzen. Teil 6 von 8 der Reihe „Gestohlene Kindheit“.

von Alfred-Walter von Staufen
Foto: Roman Bodnarchuk/Shutterstock.com

Kinder sind unsere Zukunft, heißt es so oft. Doch was, wenn diese Zukunft systematisch zerstört wird –

durch Ausbeutung, Gewalt, Krieg, Flucht, Hunger oder Ignoranz? Unsere Beitragsreihe „Gestohlene Kindheit – Die Schattenseiten unserer Welt“ richtet den Blick auf jene Lebensrealitäten, die meist nur als Randnotiz erscheinen, wenn überhaupt. Diese Reihe ist ein literarisch-journalistisches Projekt zwischen Recherche, Essayistik und moralischer Anklage. Sie behandelt Themen, die nicht bequem sind, nicht populär und oft nicht medienwirksam genug, um Schlagzeilen zu machen. Dabei berühren sie das Fundament jeder Gesellschaft: den Umgang mit ihren jüngsten, schwächsten Mitgliedern. Weltweit leiden über eine Milliarde Kinder unter den direkten oder indirekten Folgen von Armut, Gewalt und struktureller Ungerechtigkeit. Millionen Kinder arbeiten, hungern, flüchten oder sterben – ohne dass ihr Name je genannt wird. Die Gründe dafür sind vielfältig, aber sie lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen: ein System, das Profit über Menschlichkeit stellt. Die Texte wollen nicht nur informieren, sondern aufrütteln. Nicht nur beschreiben, sondern spürbar machen. Jedes Essay ist einem konkreten Aspekt dieser globalen Kindheitskatastrophe gewidmet – immer faktenbasiert, mit echten Zahlen und realen Fällen. Und doch bleibt jedes Essay auch ein Appell an unsere Empathie und unsere Verantwortung als Gesellschaft.

Ein Zuhause, ein Spielplatz, ein warmes Bett – für viele Kinder ist das selbstverständlich. Für andere hingegen bleibt es eine ferne Erinnerung oder ein nie erreichter Traum. Millionen Kinder

weltweit befinden sich auf der Flucht vor Bomben, Hunger, Gewalt, Klimakatastrophen oder einfach vor der Hoffnungslosigkeit. Sie fliehen mit ihren Familien oder allein, über Landesgrenzen hinweg, durch Wüsten, über Meere, vorbei an Grenzzäunen und durch das Dickicht internationaler Bürokratie. Und oft auch in die Gleichgültigkeit einer Welt, die zwar Bilder sendet, aber selten handelt.

Ein geflüchtetes Kind ist kein Politikum, keine statistische Randnotiz und keine Belastung für ein Sozialsystem, es ist ein Mensch, dessen Schutz und Förderung oberstes Gebot sein sollte.

Doch was geschieht, wenn Kinder zu Nummern werden? Wenn sie in Lagern aufwachsen, ohne Schule, ohne Sicherheit, ohne Zukunft? Wenn sie an Europas Grenzen erfrieren oder im Mittelmeer ertrinken, während Diskussionen geführt werden, ob man „zu viel“ Empathie zeige?

Dieses Essay wirft einen schonungslosen Blick auf das Schicksal geflüchteter Kinder, ihre Zahl, ihre Wege, ihre Wunden. Es geht um verlorene Kindheiten in jordanischen Zelten, griechischen Hotspots, deutschen Übergangsheimen und sudanesischen Notcamps. Um Kinder, die weder das eine noch das andere Land ihr Zuhause nennen dürfen. Um Traumata, die nicht in den Akten stehen, aber in jede Zelle ihres Körpers geschrieben sind. Und um eine Weltgemeinschaft, die oft nur das Nötigste tut – oder gar nichts.

Wir fragen: Wie konnte es so weit kommen? Wer trägt Verantwortung? Und was bleibt diesen Kindern noch, außer ihrer Hoffnung?

Es gibt keine Flucht, die ohne Angst beginnt. Und erst recht keine, die ohne Spuren endet, schon gar nicht für ein Kind. Wenn Kinder fliehen, dann sind sie nicht

„mitreisende Begleiter“, sondern Menschen, deren gesamte Existenz durch Erschütterung geprägt ist.

Ihre Flucht ist nicht nur geografisch, sie ist psychologisch, biografisch, strukturell. Diese Kinder verlieren mehr als nur ihr Zuhause. Sie verlieren oft das Gefühl, überhaupt ein Zuhause zu haben. Und manchmal auch das Vertrauen, dass es Gerechtigkeit gibt.

Über 40 Millionen Kinder weltweit sind auf der Flucht oder leben in einer Fluchtsituation als Binnenvertriebene, Asylsuchende oder Staatenlose. Das ist mehr als die gesamte Bevölkerung von Kanada. Doch diese Zahl ist nicht das Schockierendste. Das eigentlich Erschütternde ist: Diese Kinder sind nicht nur Opfer eines einzelnen Krieges, sondern eines Systems. Eines Systems aus Interessen, Ignoranz, Inkompetenz und ökonomischer Kälte.

Die unsichtbare Tragödie hinter Zahlen

Statistiken zeigen, dass der Anteil an Kindern aus manchen Konfliktregionen, etwa in Syrien, Afghanistan, Sudan, Myanmar oder Venezuela, geflüchteter Menschen bis zu 60 Prozent beträgt. Doch Zahlen sagen nicht, wie es sich anfühlt, als Siebenjähriger Bomben zu hören. Sie beschreiben nicht, was es heißt, mit neun Jahren Verantwortung für zwei Geschwister zu übernehmen, weil die Eltern verschwunden sind. Sie sagen nichts über die Albträume, die immer wiederkehren, über den Hunger, der nicht nur den Magen zerfrisst, sondern auch den Stolz. Sie verraten nichts über das Gefühl, mit zwölf Jahren in einem griechischen Lager zu sitzen, ohne Schule, ohne Spielsachen, ohne Erklärung.

Geflüchtete Kinder erleben in kurzer Zeit oft mehr Gewalt, Angst und Entwurzelung als Erwachsene in einem ganzen Leben. Viele von

ihnen verlieren Angehörige, viele sind Opfer sexueller Ausbeutung, von Zwangsarbeit oder Kindersoldaten-Rekrutierung. Manche erleben die Hölle in libyschen Gefängnissen, andere im Wartesaal europäischer Abschottung. Die Lebensrealität vieler dieser Kinder ist geprägt von chronischem Stress, der in der Medizin als „toxisch“ gilt, wenn er über lange Zeiträume anhält; er verändert das Gehirn, das Verhalten, die Hoffnung.

Zwischen Rettung und Ablehnung

Die Reaktion der Weltgemeinschaft auf diese humanitäre Krise ist ambivalent. Einerseits gibt es Programme, Hilfslieferungen, Schulprojekte und Schutzkorridore. Andererseits erleben wir eine zunehmende Entmenschlichung der Flüchtlingsdebatte. Ihre Not wird verdächtig gemacht. Ihre Herkunft wird pauschalisiert.

In Medien und politischen Diskursen werden geflüchtete Kinder immer öfter zu Symbolfiguren einer Überfremdungsangst, statt als das gesehen zu werden, was sie sind: hilflose Wesen, die in eine Welt voller Mauern geboren wurden.

Besonders dramatisch ist die Situation an den Außengrenzen Europas. Während sich Staaten auf ein gemeinsames Vorgehen in Sachen Rüstung und Wirtschaft einigen können, bleibt der Schutz geflüchteter Kinder ein Streitpunkt oder schlimmer: eine Nebensache. Hotspots wie Moria oder Samos, später Kara Tepe oder Lesbos 2.0, sind Namen, die für ein kollektives Versagen stehen. Kinder leben dort teils jahrelang ohne Zugang zu Bildung, ohne geregelte Essensversorgung, in Zelten oder Containern, unter Polizeiaufsicht und in Angst. Viele sind allein, also unbegleitete Minderjährige. Und die Bürokratie der EU, sonst ein Meisterwerk in Standardisierung, schafft es nicht, diese Kinder in Würde und Sicherheit zu bringen.

Wer schützt die Schutzlosen?

Kinderrechte gelten universell, so steht es in der Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen (UN), die fast alle Länder unterzeichnet haben. Doch Papier schützt nicht vor der Realität. Und oft sind es genau die Staaten, die am lautesten von „Rechtsstaatlichkeit“ sprechen, die im Umgang mit geflüchteten Kindern am härtesten agieren.

Deutschland hat zwar viele Familien aufgenommen, doch auch hier gibt es strukturelle Probleme. Kinder verbringen teils Monate oder Jahre in überfüllten Erstaufnahmeeinrichtungen. Psychologische Betreuung ist ein Luxus, Sprachförderung oft unzureichend. Viele Kinder haben durch die Flucht ihre Schulbildung unterbrochen, und nicht jeder Schulplatz in Deutschland ist vorbereitet auf schwer traumatisierte Kinder mit Fluchterfahrung. Dazu kommen Alltagsrassismus, Unsicherheit des Aufenthaltsstatus, prekäre Wohnverhältnisse, Armut.

Ein Kind, das in ständiger Angst lebt, wird nicht lernen, zu vertrauen.

Schlimmer noch ist die Situation für Kinder ohne Papiere. Sie existieren offiziell nicht. Keine Krankenversicherung, keine Schule, kein Schutz. Manche leben bei Bekannten, andere auf der Straße. Und selbst in einem Land wie Deutschland gibt es Fälle, in denen minderjährige Geflüchtete abgeschoben wurden, zurück in Länder, in denen Krieg, Armut oder Missbrauch herrschen. Auch wenn sie dort niemanden mehr haben.

Hoffnung in Trümmern und der Preis der Menschlichkeit

Trotz allem gibt es Lichtblicke. In vielen Kommunen und Städten engagieren sich Bürgerinnen und Bürger, Organisationen und Lehrkräfte, um geflüchteten Kindern ein Stück Kindheit zurückzugeben. Sprachcafés, Musikprojekte, Fußballvereine, Theatergruppen, Mentoring-Programme – sie zeigen, dass Integration nicht durch Gesetze, sondern durch Begegnung geschieht. Dass ein Lächeln oft stärker wirkt als ein Visumsformular.

Aber: Diese zivilgesellschaftliche Arbeit kann nicht dauerhaft die Versäumnisse der Politik ausgleichen. Es braucht nachhaltige Investitionen in psychosoziale Betreuung, in Schulbildung, in langfristige Bleibeperspektiven und vor allem in die Anerkennung, dass ein geflüchtetes Kind mehr ist als eine Zahl in einer Quote. Die Kosten des Nichthandelns sind immens, nicht nur wirtschaftlich, sondern moralisch.

Jede verlorene Kindheit, jede zerstörte Zukunft ist ein Stück Scheitern unserer gemeinsamen Menschlichkeit.

Und auch geopolitisch droht ein Teufelskreis: Kinder, die in Lagern aufwachsen, ohne Bildung, ohne Perspektive, sind später anfälliger für Ausbeutung, Kriminalität oder Radikalisierung. Sie werden zu Geistern in einer Welt, die ihnen nie erlaubt hat, anzukommen. Wer heute nicht investiert, produziert morgen die nächste Flüchtlingswelle oder das nächste Trauma.

Die Flucht beginnt vor der Flucht

Ein oft vergessener Aspekt: Die meisten Fluchten beginnen nicht mit einem Krieg. Sie beginnen mit Not. Mit Dürren. Mit Ernteausfällen. Mit Korruption. Mit Perspektivlosigkeit. Mit vernachlässigten Regionen, die durch globale Wirtschaftsstrukturen benachteiligt werden. Kinder fliehen, weil ihre Eltern keine Arbeit

finden, weil das Gesundheitssystem zusammengebrochen ist, weil ein Damm geplatzt oder ein Brunnen versiegt ist. Oder weil internationale Konzerne Ressourcen privatisieren, Wälder roden, Fischgründe leerfischen und damit ganze Gemeinschaften vertreiben.

Das bedeutet: Wer die Ursachen der Flucht ernsthaft bekämpfen will, muss mehr tun als nur Grenzen kontrollieren. Er muss Verantwortung übernehmen für globale Zusammenhänge, und das heißt auch: faire Handelsabkommen, nachhaltige Entwicklung, Klimagerechtigkeit, Bildungspartnerschaften. Es heißt, Kindern vor Ort Zukunft zu geben, statt sie zu Flüchtlingen zu machen.

Ein Appell an unser Gewissen

Das Schicksal geflüchteter Kinder ist keine entfernte Tragödie. Es ist eine offene Wunde unserer Zeit mitten in einer Welt, in der Milliarden für Rüstung ausgegeben werden, während Kinder im Zelt frieren. In der nationale Interessen wichtiger sind als Kinderleben. In der Empathie als naiv gilt und Bürokratie wichtiger ist als Gnade.

Doch wir dürfen uns nicht an das Unfassbare gewöhnen. Nicht jedes Leid ist unvermeidlich. Nicht jedes Kind, das flieht, muss scheitern.

Wir haben als Gesellschaft die Wahl: Wollen wir Mauern bauen oder Brücken? Wollen wir Fluchtrouten versperren oder Zukunftswege eröffnen? Wollen wir Kinder als Bedrohung sehen oder als das, was sie sind: die verletzlichste Hoffnung dieser Welt?

Die verlorene Sprache der Kindheit

Viele geflüchtete Kinder verlieren nicht nur ihre Heimat, sondern auch ihre Sprache, oder sie sprechen bald eine, die niemand versteht. Manche wachsen in Lagern auf, in denen sie weder ihre Muttersprache kultivieren noch die Sprache des Aufnahmelandes lernen können. Ihre Identität wird zum sprachlosen Flickenteppich. Sie gehören überall ein bisschen dazu und doch nirgends ganz.

Ein Zehnjähriger aus Eritrea, der seit vier Jahren in einem Lager auf Lesbos lebt, spricht ein selbstgemischtes Kauderwelsch aus Arabisch, Tigrinya, Griechisch und Englisch. Die Sprache der Kindheit, der Geborgenheit, der inneren Welt – sie ist längst überlagert vom funktionalen Überlebenssprech. Was er sagen kann, ist, wo es Essen gibt, wo Gefahr lauert, wie man Asyl beantragt. Was er nicht mehr sagen kann, ist, wie sich der Geruch des Mangobaums in der Heimat angefühlt hat oder warum er so gerne Geschichten erzählte. Diese Sprache hat er vergessen.

Doch Sprache ist nicht nur Kommunikationsmittel, sie ist Heimat im Kopf. Wer Sprache verliert, verliert Zugang zu sich selbst. Und wer keine Sprache hat, wird in Systemen, Ämtern, Behörden schnell zum Fall, zur Fallnummer, zum Verfahren. Viele dieser Kinder verstummen. Nicht, weil sie nicht sprechen könnten, sondern weil niemand wirklich zuhört.

Lager, Listen, Leere – der bürokratisierte Schmerz

In Jordanien, im Libanon, in der Türkei, aber auch in Deutschland oder Frankreich sind viele geflüchtete Kinder Teil eines Systems, das zwar auf Verwaltung beruht, aber kaum auf Vision. Ihre Welt besteht aus Warteschleifen, Aktenzeichen, Formularen, Dolmetschergesprächen und Fristverlängerungen. Anträge, Anhörungen, Bescheide. Nichts davon ist kindgerecht. Alles davon

ist überfordernd. Und doch sollen sie inmitten dieses Chaos einen Schulalltag bewältigen.

Viele Lager sind als temporäre Einrichtungen gedacht, aber existieren seit Jahrzehnten. Kinder werden dort geboren, eingeschult, pubertieren, und irgendwann verschwinden sie einfach aus dem System. Niemand fragt nach dem, was sie gelernt haben, nur, ob sie abgeschoben werden dürfen oder nicht.

In einem Camp in Bangladesch, in dem über 700.000 Rohingya leben, gibt es fast keine Schulen. Die Kinder basteln sich selbst Spielzeuge aus Abfall. Ihre Träume? „Ein richtiges Dach“, „nicht wieder weglaufen müssen“, „ein Platz, um Fußball zu spielen“. Es sind keine übertriebenen Wünsche. Es sind Erinnerungen an das, was Kindheit eigentlich sein sollte und in der Realität nicht ist.

Zwischen Kontrolle und Kontrolle – der Sicherheitsdiskurs

In vielen Ländern wird Flucht mit Gefahr gleichgesetzt. Vor allem, wenn es sich um Jugendliche handelt. Junge geflüchtete Männer oder Jugendliche, selbst wenn sie erst 14 oder 15 sind, gelten häufig als „potenziell gefährlich“, „nicht integrierbar“, „schwer einschätzbar“. Aus Schutzbedürftigen werden Verdachtsfälle gemacht. Und so kommt es, dass ein 15-jähriger Sudanese in Ungarn hinter Stacheldraht schlafen muss, weil man „sicherstellen will, dass er nicht untertaucht“. Dass ein 13-jähriger Syrer in einer deutschen Unterkunft wie ein Erwachsener befragt wird. Dass ein 12-jähriges afghanisches Mädchen nicht zur Schule gehen kann, weil ihr Asylverfahren nach zwei Jahren immer noch nicht entschieden ist.

***Der Sicherheitsdiskurs ist ein zweischneidiges Schwert.
Natürlich gibt es Herausforderungen bei Integration***

und Schutz, aber Kinder sind keine Sicherheitsrisiken. Sie sind verletzlich. Und wer sie stigmatisiert, kriminalisiert, pathologisiert, macht sie erst recht anfällig für Ausgrenzung, Wut, Radikalisierung oder Rückzug.

Wir brauchen keine Lager für Kinder – wir brauchen Räume für Chancen. Und wir brauchen ein öffentliches Narrativ, das das Kind nicht als Träger eines Problems, sondern als Träger einer Zukunft begreift.

Die Unsichtbaren – Mädchen auf der Flucht

Besonders gefährdet sind geflüchtete Mädchen. Sie sind vielfach Opfer sexualisierter Gewalt vor, während und nach der Flucht. In manchen Regionen werden minderjährige Mädchen zur „Heirat“ gezwungen, um sie „zu schützen“, das ist in Wahrheit ein Euphemismus für wirtschaftliche Not, soziale Kontrolle und patriarchale Verzweiflung.

Viele geflüchtete Mädchen leben mit permanenter Angst vor Übergriffen, vor „Ehrengewalt“, vor Abschiebung, vor Diskriminierung. Sie erleben Mehrfachbenachteiligung: als Kind, als Flüchtling, als Frau. Und viel zu selten erhalten sie gezielte Schutzangebote.

In Deutschland etwa gibt es kaum spezifische Angebote für traumatisierte Mädchen mit Fluchthintergrund. Sprachkurse, Beratungsstellen, Zufluchtsräume – vieles existiert nur in Pilotprojekten. Doch gerade sie bräuchten besondere Aufmerksamkeit. Denn wer als Mädchen in einem patriarchalen Fluchtcontext überlebt, braucht nicht nur Hilfe, sondern echte

Ermächtigung.

Der mentale Exodus – Wenn Kindheit zu Trauma wird

Der größte Schaden geschieht oft unsichtbar, nämlich im Inneren der Kinder. Viele entwickeln posttraumatische Belastungsstörungen (PTBS), Depressionen, Angststörungen oder dissoziative Symptome. Sie können nicht schlafen, nicht spielen, nicht lernen. Sie reagieren aggressiv oder ziehen sich völlig zurück. Und oft wird das als „schwieriges Verhalten“ abgetan statt als Hilferuf verstanden.

Kinder mit Fluchterfahrung brauchen psychologische Hilfe, keine disziplinarische Behandlung.

Doch es gibt zu wenige Therapieplätze, zu wenige Dolmetscher, zu wenig spezialisierte Einrichtungen. Die seelische Not dieser Kinder ist enorm, und doch bleibt sie oft unsichtbar. Denn Schmerz ohne Worte ist in unserer Leistungsgesellschaft schwer auszuhalten.

Dabei zeigt die Forschung: Frühzeitige Hilfe kann Wunder wirken. Ein Kind, das verstanden wird, hat eine Chance, das Erlebte zu verarbeiten. Ein Kind, dem man Raum gibt für Trauer, Wut und Sehnsucht, kann wieder lachen. Aber wer nur schweigen muss, zerbricht.

Die Verantwortung der reichen Welt

Die meisten geflüchteten Kinder befinden sich nicht in Europa, sondern in den Nachbarstaaten der Krisenregionen: Jordanien, Libanon, Türkei, Pakistan, Uganda, Kolumbien tragen die Hauptlast. Europa hingegen diskutiert lieber über „Obergrenzen“ und

„Rückführungsabkommen“, als sich mit seiner globalen Verantwortung auseinanderzusetzen.

Dabei gehören viele der Fluchtursachen indirekt zur imperialen Geschichte und zur wirtschaftlichen Ausbeutung durch den Westen. Waffenexporte, Handelsabkommen, Klimaverschmutzung, politische Einmischungen – sie alle tragen zur Instabilität vieler Herkunftsländer bei. Die Kinder, die heute an unseren Grenzen stehen, sind oft das Echo jahrzehntelanger Fehlentscheidungen.

Wer über „Flüchtlingswellen“ spricht, sollte über „Gerechtigkeitslücken“ nachdenken. Und wer Kinder retten will, muss den Mut haben, auch eigene Interessen zu hinterfragen. Es reicht nicht, ein Flüchtlingskind zu bemitleiden, man muss seine Geschichte verstehen. Und dann entsprechend handeln.

Das Spiel als Widerstand – Kindheit trotz der Verzweiflung

Trotz aller Dunkelheit gibt es sie: Momente, in denen Kinder das Unmögliche möglich machen. Inmitten von Schutt und Schlamm, zwischen Notzelten und Plastikplanen spielen sie. Mit Steinen, mit Dosen, mit Fantasie. Zwei Stöcke werden zu Schwertern, ein leerer Kanister zum Fußball, ein Stück Draht zum Drachen. Das Spiel wird zur letzten Bastion der Kindheit. Es ist ein stiller Akt der Rebellion gegen den Schmerz.

Psychologen sprechen hier von „resilienter Kompensation“, der Fähigkeit, sich selbst unter extremsten Bedingungen kleine Inseln der Normalität zu schaffen. Doch selbst das Spiel bleibt bedroht. In vielen Flüchtlingslagern fehlt es an sicherem Raum, an Aufsicht, an Spielzeug, an Strukturen. Mädchen dürfen oft gar nicht spielen, aus Angst vor Übergriffen oder „Schande“. Und Jungen, die zu laut sind,

werden schnell als Problemfälle abgestempelt.

Dabei ist das Spiel kein Luxus, es ist ein Menschenrecht. Spielen ist therapeutisch, entwicklungsfördernd und identitätsstiftend. Ein Kind, das nicht spielt, wird kein Kind bleiben. Und ein System, das Kindern das Spiel verweigert, verweigert ihnen mehr als nur Unterhaltung, es verweigert ihnen Heilung.

Bildung als Flucht nach vorn und das Elend der Hürden

Mehr als 50 Prozent der geflüchteten Kinder weltweit besuchen keine Schule. In Krisenregionen ist die Zahl noch höher. Millionen Kinder verlieren damit nicht nur Wissen, sondern Zukunft. Sie werden abgehängt, und das nicht nur digital, sondern sozial, strukturell, beruflich. Wer nicht lesen und schreiben kann, hat später kaum Chancen auf geregelte Arbeit, Teilhabe oder Selbstbestimmung.

Viele Bildungssysteme in Aufnahmeländern sind überfordert: Klassen sind überfüllt, Lehrmaterialien fehlen, Sprachbarrieren bestehen. Manche Länder verbieten geflüchteten Kindern den Zugang zur öffentlichen Schule ganz. Und selbst dort, wo sie aufgenommen werden, sind sie oft in Sonderklassen isoliert.

Das schlimmste Bildungsdefizit betrifft jedoch die „unsichtbare Bildung“: Werte, Orientierung, Sinn. Ein Kind, das nicht nur Mathe, sondern auch Vertrauen lernt, ist besser geschützt gegen Radikalisierung. Doch genau diese Form der Bildung – ganzheitlich, integrativ, menschenzugewandt – ist am schwersten zu organisieren. Sie braucht geschultes Personal, interkulturelle Kompetenz und Geduld. Und genau das fehlt oft.

Dabei zeigen Studien eindeutig: Bildung ist die beste Prävention gegen Ausbeutung, Abhängigkeit und Gewalt.

Wer Kindern auf der Flucht Bildung verweigert, nimmt ihnen nicht nur das Heute, sondern auch das Morgen.

Europa und die moralische Migration

Es ist eine bittere Ironie: Europa, das sich gerne als Wiege der Menschenrechte inszeniert, baut Mauern gegen Kinder. Nicht nur aus Beton, sondern aus Bürokratie, Gleichgültigkeit und juristischer Spitzfindigkeit. Länder wie Griechenland, Kroatien, Ungarn oder Italien setzen auf Pushbacks, Internierung und Abschreckung. Und Deutschland? Spielt oft auf Zeit.

Kinder, die in Europa ankommen, durchlaufen langwierige Verfahren. Manche werden inhaftiert. Andere leben jahrelang im Status der „Duldung“ – ein zynischer Begriff, der mehr mit Aussetzung als mit Schutz zu tun hat. In dieser Zeit dürfen sie oft nicht reisen, nicht arbeiten, nicht planen. Das Leben wird zum Wartesaal.

Dabei ist das Versprechen Europas klar formuliert: Menschenwürde, Schutzbedürftigkeit, Kindeswohl. Doch in der Realität zählt oft der politische Kompromiss mehr als das Kindergesicht.

Migration wird moralisch verhandelt, nicht menschlich. Kinder werden nicht in Schutz genommen, sondern in Schutzklauseln versteckt.

Was würde es bedeuten, das Kind wirklich ins Zentrum der Asylpolitik zu stellen? Es würde heißen: keine Abschiebung in gefährliche Länder. Es würde heißen: Bildung ab Tag eins.

Psychologische Hilfe als Standard. Es würde heißen: Bleiberecht, wenn das Kind integriert ist, und zwar unabhängig vom Status der Eltern.

Doch das würde Mut erfordern. Und Menschlichkeit. Beide sind keine besonders populären Währungen in der heutigen Migrationspolitik.

Das Trauma als Exportgut oder: Was wir den Kindern schulden

Wir sprechen oft davon, dass Flüchtlingskinder „uns etwas kosten“. Was wir seltener sagen: dass wir ihnen etwas schulden. Nicht nur aus Mitgefühl, sondern aus historischer Verantwortung. Aus ökonomischer Vernunft. Und aus menschlicher Pflicht.

Denn wenn ein Kind traumatisiert, ungebildet und entrechtet aufwächst, dann wird aus diesem Kind ein Erwachsener mit tiefen Wunden, nicht geheilten Verletzungen, die weitergegeben werden: an die nächste Generation, an die Gesellschaft, an den globalen Zusammenhalt.

Flucht ist kein temporärer Ausnahmezustand. Für Kinder ist sie ein lebensprägender Faktor. Sie bestimmt Selbstwert, Bindungsfähigkeit, Leistungsbereitschaft, Gesundheit. Und genau deshalb darf Integration kein Alibi-Begriff sein, sie muss ein Versprechen werden. Ein Versprechen, das mit Herz und Verstand eingelöst wird.

Moral

Ein geflüchtetes Kind ist kein halber Mensch, kein Warteschein, kein Risiko, sondern ein vollständiges Wesen mit Rechten, Träumen, Wünschen und Bedürfnissen. Wer Kinder in Lager einsperrt, in Angst versetzt oder ihrer Zukunft beraubt, macht nicht nur ihre Integration unmöglich – er verliert ein Stück seiner eigenen Menschlichkeit.

Kinder, die fliehen, haben meist keine Wahl. Doch wir, die Gesellschaft, die Politik, die globale Gemeinschaft, wir haben eine. Wir können entscheiden, wie wir diesen Kindern begegnen, ob mit Misstrauen oder Mitgefühl, mit Bürokratie oder mit Herz, mit Abwehr oder mit Aufnahme.

Natürlich lassen sich nicht alle Probleme sofort lösen. Aber jedes Kind, das heute Hilfe bekommt, ist ein Mensch weniger, der morgen verzweifelt. Jedes Kind, das heute lernt, lacht, spielt, heilt, ist ein Mensch mehr, der morgen Hoffnung trägt. In einer Welt voller Unsicherheiten ist es vielleicht die einzige Gewissheit, auf die wir bauen sollten: dass kein Kind schuldig ist für das Land, in dem es geboren wurde, und kein Kind vergessen werden darf, nur weil es die falsche Grenze überschritten hat.

Die Frage ist nicht, ob wir es uns leisten können, Kindern auf der Flucht zu helfen. Die Frage ist, ob wir es uns leisten können, es nicht zu tun.

Denn am Ende werden wir nicht nur an dem gemessen, was wir aufgebaut haben, sondern daran, wen wir auf der Strecke ließen.

Sehr geehrte Leserschaft,

vielleicht sind Sie einem geflüchteten Kind schon einmal begegnet, im Bus, auf dem Schulhof Ihres eigenen Kindes, beim Einkaufen.

Vielleicht haben Sie weggeschaut. Vielleicht haben Sie gelächelt. Vielleicht haben Sie geholfen. Dieses Essay möchte keine Schuld verteilen, sondern Bewusstsein schaffen. Für eine Wirklichkeit, die oft im Schatten liegt. Für Kinder, die mehr sind als Fallzahlen. Für Geschichten, die erzählt werden müssen. Wenn Sie etwas tun wollen, tun Sie es. Ein Lächeln. Eine Spende. Ein Gespräch. Ein Schritt aufeinander zu. Denn aus Mitgefühl kann Nähe entstehen. Und aus Nähe Verantwortung.

Danke, dass Sie bis hierhin gelesen haben.



Alfred-Walter von Staufen ist das Pseudonym eines freien Autors, Essayisten und sprachkritischen Beobachters politischer und akademischer Machtverhältnisse. Mit spitzer Feder, schwarzem Humor und dem analytischen Blick eines ehemaligen Universitätsdozenten zerlegt er jene Begriffe, die heute mehr verschleiern als erklären: Demokratieförderung, Wissenschaftsfeindlichkeit, Populismus, Desinformation.